Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 247

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

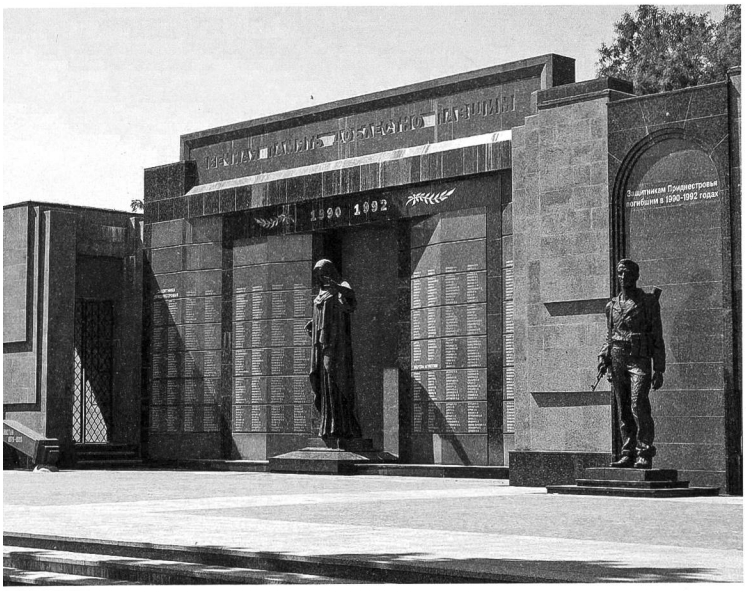
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Flaschenpost
Tiraspol, Transnistrien

WO DER «SHERIFF» DAS SAGEN HAT



Und dann war – beim Grenzübertritt von der Republik Moldau nach Transnistrien – alles ganz anders als erwartet: keine Schikane, keine Fragen, keine Rückweisung, keine Bestechungsforderungen. Einzig die Pässe werden sorgfältig kontrolliert und registriert, wie anderswo auch. Fast sind wir enttäuscht, dass die Horrorszenarien im «Lonely-Planet»-Reiseführer, Ausgabe Ende 2013, und im Internet nicht zutreffen. Auch die Warnung des EDA, Reisen nach Transnistrien nur mit ortskundiger Begleitung zu unternehmen und sich vor Gefahren zu wappnen, mutet eher komisch an.

Republik ohne Anerkennung

Wir, mein Reisefreund Fred und ich, sind mit dem Taxi von Chisinau, der Hauptstadt Moldaus, zur Grenze gefahren. Der Taxifahrer hilft uns beim Grenzübertritt mit der Übersetzung, denn ab hier ist alles auf Russisch und in kyrillischer Schrift beschriftet. In gemächlichem Tempo erreichen wir kurz später Bendery, früher Tighina genannt. Junge russische Soldaten, Angehörige eines rund 1300 Mann starken Kontingents, lümmeln um einen Panzer. Sie beachten uns nicht. Ihre Präsenz ist eine Folge des blutigen Bürgerkriegs im Jahre 1992, in dem sich Transnistrien von Moldau abgespalten und zur unabhängigen Pridnestroskaya Moldavskaya Respublika, kurz PMR, erklärt hat.

Offiziell ist dieser nur rund 3600 Quadratkilometer grosse Staat mit etwa einer halben Million Einwohnerinnen und Einwohnern von keinem andern Staat anerkannt. Nicht einmal von der Sowjetunion, an dessen Tropf er politisch und zum Teil auch finanziell hängt. Aber es ist alles vorhanden, was einen Staat ausmacht: Verfassung, Regierung, Parlament, Grenze, Polizei, Armee, Flagge, Radio und TV, eigene und wechselbare Rubel-Währung, Telefonsystem mit internationaler Vorwahl, Post und Briefmarken. Diese sind allerdings nur innerhalb des Landes gültig. Hämisch merkt der bereits erwähnte Reiseführer an, dies sei eine gute Gelegenheit, allen Freunden in Transnistrien eine Postkarte zu senden. Doch Postkarten gibt es keine, denn es herrscht ein striktes Fotografieverbot, und daran, so wird ausdrücklich angeraten, sollen auch wir uns halten.

Mit all diesen Informationen im Hinterkopf überqueren wir den mächtigen, hier träge fliessenden Dnjestr und erreichen schon bald die Hauptstadt Tiraspol, die rund 150'000 Einwohner zählt. Und sind, mindestens optisch, zurück im Kommunismus: breite Strassen, die nach legendären Persönlichkeiten benannt sind, Plattenbauten mit zum Teil liebevoll gepflegten Grünstreifen, wenig, aber gut geordneter Strassenverkehr.

Gemächliches Tempo, stille Strassen

Unsere Unterkunft liegt an der Karl-Liebknecht-Strasse. Die Begrüssung im Hotel Timoty ist freundlich. Die kompetente, gut Englisch sprechende Managerin regelt mit der Polizei – oder dem laut Berichten gefürchteten KGB – die Verlängerung unseres Aufenthalts um eine zweite Nacht. Nach einer Stunde sind die Pässe zurück, und wir begeben uns auf eine erste Erkundungstour. Was sofort auffällt: Die Stadt ist nicht mit Werbung vollgepflastert, im öffentlichen Raum ertönt nirgends laute Musik, das Lebenstempo auf den breiten Bürgersteigen wirkt gemächlich. Zerbeulte Trolleybusse zirkulieren auf den Hauptstrassen, ab und zu ist ein Taxi zu sehen. Ins Auge springt die Leninverehrung, die sich in zahlreichen

Seiten 07/08 2015

Statuen und Büsten ausdrückt. Am Abend landen wir, durch schachbrettartig angelegte Strassen schlendernd, in einem kitschig gestalteten ukrainischen Restaurant. Das Essen ist vorzüglich, das Personal freundlich, der Wein exzellent und die Rechnung, weil so niedrig, fast ein Schock.

Am andern Morgen ist das Frühstück mit Kaffee, Brot, Käse, Konfitüre und Omelette frugal. Bei zunehmender Hitze spazieren wir entlang der Strasse des 25. Oktobers zum mächtigen Präsidentenpalast. Niemand spricht uns an, weder Polizisten noch Passanten, zur Kenntnis genommen werden wir hingegen schon. Aus einem nahe liegenden Park erschallt Gesang. Es sind singende und tanzende Hare-Krishna-Anhängerinnen, erstaunlich in einem sich als atheistisch erklärenden Staat, der aber die orthodoxe Kirche toleriert. Eine mächtige und gut unterhaltene Basilika mit einer Goldkuppel demonstriert dies unübersehbar. Kurz später beobachten wir Schülerinnen, die auf einem Pausenhof Walzerschritte einüben.

Im Nationalmuseum dominiert ein einziges Thema: Krieg in allen Varianten. Russische Revolution, Erster und Zweiter Weltkrieg, Unabhängigkeitskrieg samt dem damit beschworenen Heldentum. Ein russischer Panzer, montiert auf einen massiven Steinsockel, bewacht das vorgelagerte Kriegerdenkmal. Auf Marmortafeln stehen die Namen der 1992 und noch vorher in Afghanistan umgekommenen Soldaten. Eine Tafel, stellen wir mit leichtem Schaudern fest, ist noch leer.

Gut gefüllte Supermärkte

Überall gegenwärtig ist der Schriftzug «Sheriff». Dahinter steht ein Konzern, dem Tankstellen, Spielcasinos, Bäckereien, ein Fussballklub, ein Verlagshaus, die Mercedes-Vertretung, Geldwechselstellen – unser Reiseführer vermutet dahinter auch Geldwäscherei –, die viel gerühmte Cognac-Destillerie «Kvint» und eine Supermarktkette gehören. Die Supermärkte sind gut gefüllt, auch mit westlichen Produkten, und die Menschen wirken kauffreudig. Überhaupt macht die Stadt einen weniger armen Eindruck als etwa das moldawische Chisinau, vielleicht auch weil Transnistrien über eine exportierende Schwer-, Rüstungs- und Textilindustrie verfügt.

Das Angebot von Sehenswürdigkeiten Tiraspols ist allerdings bald erschöpft, und wir fahren mit einem klapprigen Trolleybus nach Bendery. Die zweitgrösste Stadt des Landes entpuppt sich als ziemlich ödes Kaff, dessen einzige Sehenswürdigkeit ein grosses, anfangs des 16. Jahrhunderts erbautes Fort ist.

Nach einer weiteren ruhigen Nacht in Tiraspol warten wir im imposanten und fast menschenleeren Bahnhof auf den Zug nach Odessa. Bevor der Zug einfährt, verlangt ein Polizist den Registrations-Nachweis und wünscht «Good luck!» In langsamem Tempo rattert der Zug mit nur einer Holz-Klasse durch flaches, agrarisch genutztes Land dem lauten, hedonistisch-mondänen Odessa entgegen.

Das nüchterne Fazit: Mit Menschen sind wir kaum in Kontakt gekommen, und: Transnistrien wird wohl nie zu einem Tourismus-Highlight, ist aber eine Erkundungsreise, die an längst vergangen geglaubte kommunistische Zeiten erinnert, allemal wert.

Richard Butz, 1943, ist Journalist in St.Gallen.

Schaffhausen

Die Freiheit der Badiwiesen

Das Perfide an Privilegien ist, dass man sie am wenigsten wahrnimmt, wenn man selbst davon profitiert. Am Rhein wohnen ist so ein Beispiel. Ich habe gefühlt einen Viertel meiner Kindheit und Jugend am Rhein verbracht, der keine zwei Minuten von meinem Elternhaus weg ist. Frühling war dann, wenn die Füsse ins eisige Wasser gehalten wurden, und Sommer dann, wenn man schwimmen ging. Jeden Tag. Das ganze Dorf voll mit Menschen in Badehosen, sogar im Lädeli und auf dem Trottoir. Schliesslich muss man nach dem Runterschwimmen ja auch wieder raufspazieren.

Flurlingen ist eine beliebte Anlaufstelle für Menschen aus Schaffhausen und Umgebung. Eine riesige Anzahl vorwiegend junger Menschen füllt die lange Flusspromenade, die so Sommer für Sommer automatisch zum Badehosen-Laufsteg mutiert. Die Umkleide ist kühl und muffig, die Grillierstellen sehr rar, Möglichkeiten und Platz für Ballspiele gibt's kaum ... aber der Rhein! Gross genug für alle, schön kalt und vergleichsweise ungefährlich! Den Schaffhauserinnen und Schaffhausern gefällts. Immer besser. Bis sich kein Plätzchen auf der Wiese mehr finden lässt.

Die Flurlinger Badi war nie ausgerichtet auf den Zulauf, weit und breit hats keine Bushaltestelle, Autos parkieren regel-unkonform die schmalen Flurlinger Strässchen zu. Am auffälligsten aber war der anschwellende Güsel, der die wenigen Eimer zum Überquellen brachte. Entsprechend wurde, allerdings erst nach einigen Jahren, mehr Personal fürs Reinigen der Badi (Übername Fluba) eingestellt. Sogar eine schulische Arbeit über das Problem gab es, von einer Flurlinger Schülerin. Etwas später folgten mehr Abfalleimer und Fahrradständer. Das kostet, der Eintritt in die Fluba ist gratis, das heisst: Flurlingen hat nicht Ressourcen auf Vorrat, um dem angestiegenen Ansturm, der dem Dorf kaum Profit bringt, ganz gerecht zu werden.

Mit der Zeit ergab es sich, dass gegen lärmige Nachteulen eigens Sicherheitspersonal eingestellt wurde. Die Geschichte kennt man: Vereinzelte Zeitgenossen machen Radau, der Rest muss dafür büssen. Jedenfalls ist ruhiges Zusammensitzen in der beliebtesten Gratisbadi der Region inzwischen kaum mehr möglich, die Anwohnerinnen und Anwohner haben genug, es patrouillieren angestellte Aufpasser. Wie lange es wohl dauert, bis der Eintritt in die Flurlinger Badi etwas kostet? Bis auch diese Sommerkultur eingeht?

Die Geschichte wiederholt sich; auch am Schaffhauser «Lindli» ist es vielen nicht recht, dass Feierfreudige die Wiesen am Fluss für sich beanspruchen. Ja, da wird es tatsächlich oft laut, manchmal spätnachts, hie und da auch mit zu viel Abfall. Wie viel braucht es, bis ein Verbot erlassen wird – und wie viele Regeln verträgt Spass? Zur Fasnachtszeit scheint sich die Frage nicht zu stellen. An sommerlichen Flusswiesen hingegen schon.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt für die «Schaffhauser Nachrichten» und das Winterthurer Kulturmagazin «Coucou».

Vorarlberg

Mit der Ist-Situation gern zufrieden

In Bregenz ist kürzlich die Frage aufgeworfen worden, ob sich die Stadt als Kulturhauptstadt Europas 2024 bewerben solle. Dann wäre nämlich Österreich für eine Nominierung an der Reihe, und hier hätte eine Vorarlberger Stadt durchaus Chancen, denn Linz und Graz waren schon Kulturhauptstadt, Salzburg will sich nicht bewerben und Innsbruck scheint auch nicht interessiert.

Eine Diskussion ist in Vorarlberg noch nicht recht in Gang gekommen, weil diese Frage nicht zu denen gehört, die den Menschen auf den Nägeln brennen. Aber ein paar Stimmen hat man doch gehört, die meisten klangen skeptisch.

Bregenz mit seinen nicht einmal 30'000 Einwohnern könnte es nicht alleine machen, es müsste schon das «Hinterland» dazu beitragen. Ein Ortsfremder kann nur an den Ortsschildern erkennen, wo die Grenzen zwischen Bregenz und den unmittelbar anschliessenden Gemeinden Hard, Lauterach, Kennelbach und Lochau verlaufen; in diesem Ballungsraum leben über 60'000 Menschen, und mit Dornbirn käme man auf über 100'000. Rein quantitativ könnte man also mit eventuellen Bewerbern wie Innsbruck, Klagenfurt oder – hihi! – St.Pölten mithalten.

Aber ich war wohl nicht der einzige Bregenzer, der verblüfft war, als er zum ersten Mal von der möglichen Bewerbung hörte. In Vorarlberg gibt es keine Universität, die wenigen Buchverlage haben immer nur Regionales produziert, und die Rolle der Intellektuellen müssen Rechtsanwälte und Mittelschullehrer auszufüllen versuchen. Auch dafür gilt, was der Leiter des Kunstraums Dornbirn, Thomas Häusle in seinem Kommentar zum Thema Kulturhauptstadt sagte: «Ausserdem ist man in Vorarlberg gern zufrieden mit der kulturellen Ist-Situation.»

Die Wendung «gern zufrieden» trifft die Verhältnisse wirklich gut. Ich hatte einst in einer privaten Bregenzer Runde gesagt, hier werde für meinen Geschmack zu wenig Kultur produziert, worauf mich eine Friseuse anschnauzte, ob ich noch nichts von den Festspielen gehört hätte. Sie war sicher nicht die einzige, die Kultur produzieren nicht von Kultur konsumieren unterscheiden kann. Bei den Festspielen kommen das Präsidium, die Statisten und das technische und kaufmännische Personal aus Vorarlberg, die Intendanten, die Stars, die Regisseure und die aufgeführten Werke sind Importe. Dieses Prinzip gilt vom Bregenzer Frühling bis zum Seelax, von der Schubertiade bis zu den Ausstellungen im Bregenzer Kunsthaus oder im Dornbirner Flatz. Es gibt in Vorarlberg wirklich viel Kultur zu konsumieren– aber für eine Kulturhauptstadt käme mir eine florierende Produktion von Künstlerinnen und Künstlern jeder Disziplin wichtiger, um nicht zu sagen: entscheidend vor.

Die einzigen, die gelegentlich laut werden, sind die bildenden Künstler, die eine Landesgalerie fordern. Da haben die Landespolitiker aber schon abgewinkt, aus finanziellen Gründen. Das werden sie wohl auch bei der Bewerbung von Bregenz als Kulturhauptstadt Europas tun.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Thurgau

Frauen an der Macht

Anfang Mai hat die dritte Frau in der fünfköpfigen Thurgauer Exekutive ihr Amt angetreten: Cornelia Komposch (51), SP. Erwartungsgemäss. Bei der Wahl im März war der Sitzanspruch ihrer Partei unbestritten, es gab keine Gegenkandidaturen (ausser einer überkandidelten, parteilosen Immer-für-alles-Antreterin, die 183 Stimmen machte). Dass mit der absehbaren Wahl der SP-Fraktionschefin des Kantonsparlaments eine Frauenmehrheit regieren würde, war ein erfreuliches Nichtthema im Nichtwahlkampf.

Komposch hat das Departement für Justiz und Sicherheit vom pensionierten Parteikollegen Claudius Graf-Schelling übernommen. Der wiederum war 2000 Nachfolger der allerersten Frau in der Regierung überhaupt: der Romanshornerin Vreni Schawalder, gewählt am 10. März 1996, auch SP. Die vormalige Grossratspräsidentin und Lehrerin stand dem Departement für Erziehung und Kultur (DEK) vor. Nach nur einer Legislatur trat sie wegen einer schweren Erkrankung zurück.

Bis zur nächsten Frau verstrichen acht Jahre. 2008 wurde Monika Knill (SVP) und 2014 Carmen Haag (CVP) gewählt. Mit Komposch sitzen Jakob Stark (SVP) und Kaspar Schläpfer (FDP) an den Regierungssitzungen nun einem Frauentrio gegenüber (gut, Staatsschreiber und Informationschef sind auch Männer und mit dabei). Ändert das etwas am Stil der Regierung, der Politik?

Pragmatikerin Vreni Schawalder, heute 69 Jahre alt, glaubt es nicht. «Die Geschäfte bleiben sich ja gleich, sie müssen sachgerecht behandelt und entschieden werden», sagt sie, die immer dezidiert für Chancengleichheit von Frau und Mann eingetreten ist. Allenfalls werde das Bild etwas farbiger. Klar wäre vor rund 20 Jahren «vor allem im Thurgau» eine Frauenmehrheit in der Regierung undenkbar gewesen. Aber als dann dem Bundesrat vorübergehend vier Frauen angehörten «und die Schweiz nicht untergegangen ist», habe das die Stimmung auch im Thurgau beeinflusst, den Boden bereitet.

In ihrer Pionierrolle habe sie als Frau keine Widerstände erlebt; nicht im Regierungsrat, nicht in der Verwaltung und auch nicht extern. Und als mächtig habe sie ihr Amt sowieso nie empfunden, aber «verantwortungs- und anspruchsvoll, das auf jeden Fall». «Gerade das DEK war und ist ein ‚vielbrüüchiges' und kostenintensives Departement» - das sei in angespannten Finanzsituationen ein Spagat. «Bei mir als ehemaliger Lehrerin erwartete die Lehrerschaft, dass ich besonders viel Verständnis für ihre Anliegen habe. Andere befürchteten, ich hätte zu viel davon.»

Ihr tat es nicht gut. «Ich war für das Amt wohl etwas zu dünnhäutig. Manchmal hat es mir fast das Herz zerrissen, wenn ich einschneidende Sparvorlagen vertreten oder Projekte schubladisieren musste», resümiert sie heute. Den drei Regierungsrätinnen wünscht sie «gute Gesundheit, immer wieder auch Oasen der Ruhe und Zeit für sich selbst» – dass sie sich nicht vom Amt auffressen lassen.

Gender 1996: Damals galt für den Gang ins Regierungsratszimmer noch ein strenges Protokoll: erst der Präsident, dann der Vize, dann nach Zahl der Amtsjahre. Bei ihrer ersten Sitzung hätte der mit Schawalder neu gewählte, aber ältere Hans Peter Ruprecht (SVP) – ein liebenswerter Polteri – vor ihr durchgehen sollen. «Als Gentleman hielt er mir aber die Türe auf und sagte: ‹Nach dir, Vreni›.»

Rolf Müller, 1967, ist Redaktor bei thurgaukultur.ch

Bild: Vreni Schawalder anfangs 1996 an einem Parteitag der SP Thurgau mit dem frischgewählten Kantonalpräsidenten Markus Schär im Rathaus Weinfelden. (Archivbild: Rolf Müller)

MUSIKTAGE FÜR TIEFE STREICHER. ‹WIND UND WETTER›

So, 5. Juli, 16h, Eröffnungskonzert.
Sa, 11. Juli, 10.30h, Schlusskonzert der Kinder und Jugendlichen
Gerhard Oetiker, Annina Stahlberger & Megliodia

THEATER SINNFLUT. ‹WARTEN AUF DER WARTEGG›

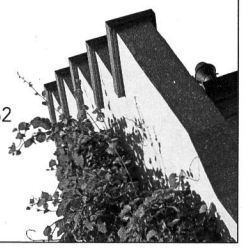
Do bis Sa, 3.-15., 20.-22., 27.-29. August, 20h: ‹theater-sinnflut.ch›

ENSEMBLE TRITONUS. ‹URBANUS›

prov. So, 30. August, 18h. Alte Volksmusik aus Schweizer Städten.

kulturverein
schlosswartegg
9404 Rorschacherberg 071 858 62 62
warteggkultur.ch

Kanton St.Gallen Kulturförderung | SWISSLOS | RAIFFEISEN



LAWRENCE ABU HAMDAN

Eröffnung:
Freitag, 10. Juli, 18 h
Künstlergespräch:
Samstag, 11. Juli, 12 h

www.k9000.ch

«تقيه (TAQIYYA) – THE RIGHT TO DUPLICITY»
11. Juli bis 13. September 2015
Davidstrasse 40, 9000 St.Gallen
Di–Fr 12–18 h, Sa/So 11–17 h

Rapperswil-Jona

Im Geiste ein grosses Dorf

Mit rund 27'000 Einwohnern ist Rapperswil-Jona die zweitgrösste Stadt im Kanton St. Gallen. Das ist Fakt. Nach Schweizer Definition, wonach jedes Gemeinwesen mit über 10'000 Einwohnern eine Stadt ist, hätte sich Jona bereits seit Mitte der Siebzigerjahre so nennen dürfen. Die Joner Führungsriege hörte aber bis zur Fusion 2007 auf den Namen Gemeinderat – trotz damals fast 18'000 Einwohnern. In Rapperswil, das mit 7500 Bewohnern unter der definitorischen Schwelle blieb, tagte dagegen der Stadtrat. Gut, das hatte historische Gründe und war soweit auch legitim.

Ob im Städtchen Rapperswil seit je auch ein städtischer Geist wehte, ist eine andere Frage. Glaubt man einem erfolgreichen einheimischen Autor von Werken wie *Unschlecht* oder *Barbarswila*, gemahnte die historische Perle am Zürichsee eher an Seldwyla als an New York.

Auch in der fusionierten Kommune ist städtisches Denken noch nicht breit verankert. Das hat positive Seiten, wie Stadtpräsident Erich Zoller (CVP) in einem Interview erwähnte. Man grüsse sich noch auf der Strasse. Und das Vereinsleben sei «im Verhältnis zur Grösse der Stadt sehr aktiv». Ebenso hält man die Institution der Bürgerversammlung hoch. Zwar geht kaum einer hin (im Schnitt der letzten vier Jahre 330 Personen oder knapp zwei Prozent der Stimmberechtigten). Aber man könnte, wenn man wollte. Vielleicht braucht der Verein, dem man zugehört, ja irgendwann wieder mal ein neues Vereinslokal, das es zu bewilligen gilt. Als ein paar dahergezogene Möchtegerns mit der seltsamen Idee eines Stadtparlaments auftauchten, standen die Bürgerinnen und Bürger jedenfalls Gewehr bei Fuss. 2000 strömten Anfang Juni in die Sporthalle Grünfeld, um das Parlament wuchtig abzuschmettern. Eine Rekordbeteiligung.

Trotz zwei Stunden Diskussion: Die Meinungen waren im Vornherein gemacht. Teuer und unnütz sei das Parlament, hatte das Establishment um FDP und CVP vorgebetet (Randnotiz: Die beiden Parteien stellen vier von sieben Stadträten) – eine reine Profilierungsplattform für selbstverliebte Politiker. Eine CVP-Kantonsrätin marschierte zuvorderst mit, um die Bürgerschaft vor der Politikerkaste zu warnen. Psychologische Analysen unterlassen wir an dieser Stelle.

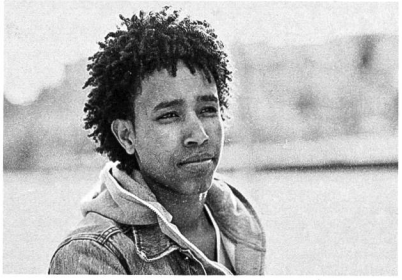
Dass in Rapperswil-Jona noch immer ein dörflicher Geist weht, hatte sich bereits während der Kampagne gezeigt. Fragte man bei Gewerblern nach, standen zwar einige offen zu ihrer Meinung. Doch die Zahl derer, die sich lieber nicht aus dem Fenster lehnen wollte, war beträchtlich. Man könnte ja einen Kunden verärgern.

Sollten Sie, geneigte Leserin, geneigter Leser, nun von der Kantonshauptstadt aus etwas mitleidig auf den Sonderling im Süden herabschauen, sei Ihnen gesagt: Werfen Sie einen Blick auf den Steuerfuss. Und das Lachen wird Ihnen vergehen.

Pascal Büsser, 1984, ist Redaktor bei der «Südostschweiz».

Stimmrecht

Für die Ursachen der Flucht interessiert sich niemand



Alle fragen sich, warum so viele Eritreer und Eritreerinnen ihr Heimatland verlassen und in die Schweiz einreisen.

Es ist nicht die Suche nach einem besseren Leben, die sie aus Eritrea in die Schweiz und den Rest Europas treibt. Bei einigen Flüchtlingen mag das zutreffen, aber bei den meisten hat die Flucht politische Hintergründe.

Wie will man in einem Land weiterleben, in dem man zwar Pflichten, aber keine Rechte kennt?

Wie will man in einem Land weiterleben, in dem man überwacht wird, Zwangsarbeit und «National Service» (Militärdienst) auf unbestimmte Zeit leisten muss, während man dabei weniger als 7 Franken pro Monat verdient?

Wie will man in einem Land weiterleben, dessen Regierung kaum wirtschaftliche Entwicklungen vorantreibt und auch ihre Staatsangehörigen nichts unternehmen lässt?

Um die Situation in Eritrea detailliert zu erklären, bräuchte ich ein ganzes Buch, nicht nur diese eine Kolumne. Aber um ehrlich zu sein: Glauben Sie wirklich, dass die gegenwärtig etwa 360'000 eritreischen Staatsangehörigen in der Schweiz und Europa leichtfertig alles aufgegeben und ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben, nur um hier ein «schönes Leben» zu haben?

Es überrascht mich, dass viele Europäer denken, wir seien nur wegen ihres Geldes hier. Leider hört man in den Medien meist nur von den Folgen der «Flüchtlingsflut» – für die Fluchtursachen interessiert sich niemand.

Europäische Länder geben so viel Geld aus für die Sicherung und Überwachung der Grenzen. Doch wie wir es gerade erleben, ändert sich dadurch nicht viel. Würde man dieses Geld anders einsetzen, etwa um die Ursachen der Probleme anzugehen, könnte man die Zahl der Asylgesuche vielleicht tatsächlich verringern. Aber nur dann.

Solange man den Flüchtlingen weiterhin die Türen vor der Nase zuschlägt, werden sie sich andere, neue Wege suchen, um an ihr Ziel zu gelangen.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist mit 15 Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rheineck und macht derzeit eine Ausbildung zum Textiltechnologen.